IV. Vermischtes.

Goethe oder Göthe? In einer Besprechung von „Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto, herausgegeben von Paul Nerrlich" wird diese Frage in der „Voss. Ztg." wie folgt beantwortet. Beiläufig sei erwähnt, dass Jean Paul die Namensform „Goethe" nur dann gebraucht, wenn er sie, wie vorstehend, mit lateinischen Buchstaben schreibt, was er aber nur selten tut; für gewöhnlich schreibt er „Göthe". Es ist zweifellos, dass die erstere Schreibweise nur für die lateinische Schrift, für die deutsche Schrift nur die Form „Göthe" berechtigt ist. Im Deutschen hat es keinen Sinn, das ö in o und e aufzulösen. Lassen wir in Namen einmal das e hinter o stehen, so verlängert es nur den O-Laut, wie denn die Städtenamen Soest und Coesfeld bekanntlich „Sohst" und „Kohsfeld" zu sprechen sind, so dass man „Goethe" eigentlich wie „Gothe" lesen müsste. Die Schreibweise „Goethe" ist erst seit einigen Jahrzehnten durchgedrungen; wenn wir einmal eine Akademie für deutsche Sprachen haben, setzt sie die Form „Göthe" hoffentlich wieder in ihre Rechte ein. Einzelne mutige Leute wagen auch jetzt schon wieder „Göthe" zu schreiben, so Georg Keben in seinem 1901 erschienenen sehr lesenswerten „Fackelzug durch Kunst und Kultur".

Die Bibel im Kanzleideutsch. Der „Frankf. Ztg." wird geschrieben: In einer Plauderei der „Braunschweiger Landeszeitung" wird der Versuch gemacht, die ersten Verse der Bibel in die Sprache zu übersetzten, die ein zunftgerechter Beamter schön findet: „Im Anfang wurde seitens Gottes der Himmel beziehungsweise die Erde geschaffen. Die letztere war ihrerseits eine wüste und leere, und war es finster auf derselben." Der Übersetzer muss aber selber gestehen, dass ihm sein Versuch noch nicht ganz gelungen ist: drei kurze angereihte Hauptsätze nacheinander kennt der höhere und niedere Kanzlist nicht; er hätte Geschick und Geduld genug, das ganze erste Kapitel der Bibel in einen einzigen Satz zu bringen. Die Sprachgelehrten der Kanzleien sollten sich wirklich einmal an die schöne Aufgabe machen, das heilige Original in ihr geliebtes Deutsch zu übertragen, um uns z. B. zu berichten: „Dass Gott das Licht von der Finsternis dergestalt zwecks Scheidung zeitlich in geeigneter Weise anordnete, dass er demzufolge in der Lage war, das Licht und die Finsternis Tag, bezw. Nacht zu benennen, worauf derselbe sich dann der weitern Aufgabe unterzog, in betreff der Meere bezw. der entsprechenden Flüssigkeiten der Atmosphäre eine zweckdienliche Abgrenzung dermassen zu bewirken, dass er hinsichtlich dieser vermittelst einer sogenannten Feste, welcher er den Namen ‚Himmel' zu verleihen sich entschied, seither die Gewässer auf der Erde von den Gewässern, resp. wasserhaltigen Gasen am, bezw. im vorbenannten Himmel vollständig zur Trennung brachte, worauf dann am Abend einerseits und Morgen anderseits der zweite Tag ebenmässig zum Abschluss gelangte".

Verlurst. (Zu Scheffels Liedern vom Rodenstein.)

I, 6: „Hollaheh! doch wie man's treibt, so gehts,
Was liegt an dem *Verlurste?*
Man spricht vom vielen Trinken stets,
Doch nie vom vielen Durste".

Norddeutsche pflegen nach meiner Erfahrung zu meinen, dass Scheffel die Form *Verlurst* willkürlich, dem Reime zuliebe, oder im Scherze gebildet habe. Wir haben es jedoch mit einer volkstümlichen oberdeutschen Form zu tun, die schon in der Zimmerischen Chronik erscheint (s. Lexer, Mhd. Hdwtb. III, 170). In Schmellers Bayer. Wtb. I, 1514 lesen wir darüber: „Der *Verlurst,* im bayr. Schriftgebrauche (wie Dien-st, Gun-st, Kun-st, Brun-st, vielleicht zur Unterscheidung von Verlust, (*desiderium*) sehr gewöhnlich statt: der Verlust. So müsste auch Frorst, Frurst für Frost gelten, was doch nicht der Fall ist. verlustig, verlurstig adj. verlierend, verloren habend." Auch Moriz Heyne in seinem Deutschen Wtb. III, 1221 belegt diese oberdeutsche „deutlicher an verlieren anlehnende" Nebenform aus J. Gotthelfs Schuldenbauer. Die Scheffelstelle findet sich bei ihm nicht. (Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins).

Der sächsische Genctiv". Diese von vielen deutschen Grammatikern angwendete Bezeichnung ist nach einr Darlegung der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereines ungehörig. Diese Bezeichnung des vorangestellten zweiten Falls (z. B. „des Vaters Haus") ist der englischen Sprachlehre entlehnt. Dort ist sie berechtigt. Denn die mit dem Biegungs-s bezeichnete, nur in der

Voranstellung erhaltene Form des Genetivs (king's servant — the servant of the king) stammt für die Engländer aus dem Angelsächsischen. Im Deutschen aber ist jene Voranstellung von jeher üblich gewesen, und zwar nicht bloss im sächsischen Sprachgebiet, ist also für uns nicht eigenartig Sächsisches.

Die Etymologie des Wortes „Element“ (elementum), das ja bekanntlich auch in der Schulsprache seine Rolle spielt (Elemente — Anfangsgründe, Elementarschule, Elementarunterricht u. s. w.), ist noch keineswegs sichergestellt. Meist leitet man es ab von „l-m-n“ (el-em-en). Die Buchstaben L M N stehen nämlich im lateinischen Alphabet am Anfang der zweiten Hälfte hintereinander. „Element“ würde somit etwa dasselbe bedeuten wie „A B C“, also Anfang. Andere bringen es mit dem griechischen „elaunein“ — hervorbringen, in Bewegung setzen, antreiben (davon: elastisch, Elastizität), ein neuerer Forscher sogar mit dem hebräischen „ailam“ — Eingang, in Verbindung. H. Diels stellt eine neue Annahme auf. Das lat. „elementum” sei, schreibt er, ein griechisches Lehnwort und entstanden aus „elepantum“ (von „elephas — Elefant) durch die Mittelform „elepentum“ (e aus a wegen vorgerückten Accents). Nach Quintilian seien nämlich beim ersten Leseunterricht elfenbeinerne Buchstaben verwendet worden.

Bücherschau.

I. Kritik und Antikritik.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Gestatten Sie mir auf die Erwiderung Herrn Prof. Dr. Ferrells folgendes zu antworten.

Der Rezensent, der sich von dem beleidigten Autoren nicht totschlagen lassen will, sollte eigentlich, wie der Künstler, nicht *reden*, sondern *bilden*. Ich verspreche daher auch bald etwas Positives an die Stelle meiner negativen Kritik von Dr. Ferrells Sappho-Ausgabe zu setzen. Einstweilen folgende Thesen: 1) Die Sappho ist ein Monodrama. 2) Die künstlerische Einheit besteht nur in der Einheit der subjektiven Stimmung, woraus der Dichter geschaffen, nicht in der dramatisch-folgerichtigen Durchführung eines tragischen Konfliktes. 3) Der Dichter beginnt eine Künstlertragödie zu schreiben, fasst das Problem nicht tief genug, wird dazu noch im Schaffen, wie er selbst sagt, ernstlich gestört, und verliert den Faden. 4) Die mittleren Akte behandeln ein neues Problem: die Tragik der Eifersucht, der unerwiderten Liebe. 5) Auch dieses wird nicht durchgeführt; vielmehr wird am Schluss das ursprüngliche Thema wieder aufgenommen, weshalb die Katastrophe so ganz unmotiviert erscheint. 6) Daher der unbefriedigende Eindruck des Ganzen. 7) Ausserdem steht das Stück noch so sehr unter dem Einfluss von Goethe und Schiller, und ist Sprache und Stil so ungleichmässig, dass die *Sappho* noch zur Periode der Nachahmung, der Talentproben zu rechnen ist. 8) Erst in dem *Goldenen Vliess*, wo eines der Sappho-Probleme zu vollkommener Darstellung gelangte, hat sich Grillparzer als Künstler selbst gefunden. Darum ist die *Sappho* zur Einführung des Dichters überhaupt nicht geeignet.

Nun zu Herrn Prof. Dr. Ferrell. Er hält an Scherer als Grillparzer-Autorität fest. Der betreffende Aufsatz stammt aus dem Jahre 1874, wo die Grillparzerforschung noch in den Windeln lag. Soll der noch massgebend sein? Und hat nicht Scherer gerade an Grillparzer durch seine Methode gesündigt? Ich halte *jede* Einteilung von Grillparzers Dramen nach Stoffen für eine Sünde, für eine Vergewaltigung des Dichters, der gesagt hat: „Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwickelungen findet, vor allem aber, um *seinen* Ereignissen und Personen eine Konsistenz zu geben.“ Der jeweilige Stoff,